

Max Imboden als engagierter Staatsbürger

Ganz von Juristen umarmt, kann ich es nicht lassen, auf Kosten der zugestanden 20 Min. als Historiker mit einer Vorbemerkung zu beginnen, die den Vorgang betrifft, der zum heutigen Abend geführt hat, einen Prozess, den wir Historiker gerne mit dem Begriff der Kontingenz bezeichnen, für einen Zustand also der grundsätzlichen Unbestimmtheit und zugleich bestimmten Möglichkeit. Wie wurde es möglich, dass wir hier sind? Dafür gibt es natürlich viele Gründe. Zu nennen sind aber: Es muss vor allem Max Imboden schlicht gegeben haben, mit allem Drum und Dran, auch mit seiner Schrift von 1964 zum helvetischen Malaise. Dann ist das nicht sonderlich verdienstvolle Interesse des Sprechenden hinzugekommen, der in seiner allgemeinen Darstellung der Schweizergeschichte nach 1945 dem Schriftchen immer wieder Bedeutung beigemessen hat als signifikanter und gut fassbarer Indikator für den kollektiven Gemütszustand der 1960er-Jahre. Diese Zuschreibung war aber in keinem Verhältnis zu unserem Einzelwissen, zum Beispiel über den Erscheinungstermin. Ein Jahr ist bekanntlich lang, für den Historiker kann es wichtig sein, ob etwas am Anfang oder am Ende des Jahres «pasziert» ist. Die Zeitpunktfrage ist auch dann wichtig, wenn man sich für die Reaktionen, die Aufnahme, die Resonanz des Impulses interessiert. Nach dieser Neugierde brauchte es noch vieles, z. B. die Erlaubnis zur Einsicht in die nachgelassenen Papiere und das Interesse von NZZ-Libro am Publikationsvorhaben und schliesslich brauchte es die Heutigen der Juristischen Fakultät, die sich erfreulicherweise für etwas interessieren, obwohl es bereits ein halbes Jahrhundert zurückliegt. Das nur als Grobskizze zum historischen Hintergrund unseres momentanen Seins. Ende der Vorbemerkung.

Wir sind hier an einer Uni, an der Juristischen Fakultät, hier werden rechtswissenschaftliche Fragen und akademische Leistungen erörtert. Max Imbodens akademisches Schaffen zu würdigen, sind andere berufen. Kollege Kley gibt ihm in seinem grossen Werk einen herausragenden Platz. Als Vertreter einer Nachbardisziplin, der Geschichte, kann ich aber die Verbundenheit des Gelehrten Imboden mit der profanen Gesellschaft würdigen. Imboden war in Rede und Schrift zwar ganz akademischer Lehrer. Dies schloss aber nicht aus, dass er auch ganz *homo politicus* war. Er entsprach formal den liberalen Pionierprofessoren, wie sie beispielsweise in Jena in den 1830er-Jahren gewirkt hatten. Inhaltlich war er allerdings kein Linker wie jene von Jena, er praktizierte engagiert einen moderaten Nonkonformismus.

* Georg Kreis, em. Prof. für Geschichte und ehem. Leiter des Europainstituts der Universität Basel

Imboden als engagierter Staatsbürger: Was heisst Engagement? Imboden liess die Fragen der Zeit an sich herankommen, er ging aber auch auf sie zu. Das zeigt eben die kleine Schrift *Helvetisches Malaise*, die ihrem Autor über die Fachwelt hinaus breite und über den Moment hinaus überzeitliche Bekanntheit gab.

Imboden hat nicht erst als arrivierter Professor die Politik entdeckt und die Bedeutung der öffentlichen Auseinandersetzung erkannt. Er engagierte sich früh in der Jungliberalen Bewegung der Schweiz und meldete sich als 22jähriger mit einem 1. August-Artikel zu Wort, dem er einen Gedanken zugrunde legte, der für ihn ein Leben lang wegleitend war, nämlich dass der Staat für die Bürger eine Gestaltungsaufgabe und nichts Fremdes sei, das die Bürger beherrscht.

Imboden war kein Bewohner des berühmten Elfenbeinturms. Bis zu einem gewissen Grad mag das für die meisten Rechtswissenschaftler gelten, insofern sie die Auseinandersetzung mit ihren Fragen nicht als Selbstzweck verstehen, sondern als nützlichen Beitrag in der Gestaltung des öffentlichen Lebens. Das Besondere im Falle Max Imbodens lag in seiner publizistischen Präsenz und seiner Mitwirkung im politischen Tagesgeschäft. Imboden hat mit seinem Engagement die zur Verfügung stehenden Möglichkeiten voll ausgeschöpft, indem er regelmässig Kolumnen für eine Tageszeitung (die «gute alte Nazi-Zitig») sowie grösser angelegte NZZ-Beiträge verfasste und sich, obwohl gerade Rektor, als Parteikandidat auf eine Nationalratsliste setzen liess. Das in den Kolumnen verwendete Pseudonym «Publius» war keine Tarnbezeichnung, sondern ein Bekenntnis zu den ihm vorbildlichen amerikanischen Verfassungsvätern Hamilton, Madison und Jay.

Imboden hatte bei seinem Nachdenken über die Gegenwart sowohl die Vergangenheit als auch die Zukunft vor Augen. Von der Vergangenheit sagte er viel Gutes, er sah in früheren Zeiten eine Erneuerungsbereitschaft und Gestaltungskraft, die er in der Gegenwart vermisste. Und mit Blick auf die Zukunft wünschte er dem Land eine Renaissance dieser Fähigkeiten.

So nahe er den brennenden Fragen der Zeit auch war, zum politischen Betrieb blieb Distanz. Nähe konnte da nicht aufkommen. Zum einen störte Imbodens selbstreflektierende Haltung, zum anderen blieb Imboden unter den Tagespolitikern der Professor, das heisst ein Fremdling.

Zu Beginn der 1960er-Jahre war Imboden zunächst im lokalen Parlament engagiert, wie andere Kollegen der Universität, etwa ein Johannes Georg Fuchs. Als im gleichen Jahrzehnt eine Verfassung für die beiden Basler Halbkantone auszuarbeiten war, nahm neben dem Basler Kurt Jenny auch der St. Galler Max Imboden im Verfassungsrat eine führende Rolle wahr. Ihn interessierten jedoch nicht die politischen Eintagsfliegen, sondern die übergeordneten allgemeinen Fragen. Die Verfassung eines wiedervereinigten Basel

war bloss eine Variante einer grundsätzlichen Aufgabe. Darum konnte er einen wichtigen Beitrag auch bei der Ausarbeitung der Nidwaldner Verfassung leisten. Selbstverständlich setzte er sich auch für eine gesamtschweizerische Verfassungsreform ein. Bereits Ende der 1950er-Jahre wirkte er als Wegbereiter, indem er 1959 einen mit Studenten erarbeiteten Verfassungsentwurf publizierte. Fünf Jahre später sprach er sich im *Helvetischen Malaise* unter dem Titel «Bewusster Neubau» dezidiert für eine Totalrevision der schweizerischen Bundesverfassung aus.

Anders als dies heute rechtsnationale Volkstribune meinen, situierte er die Verfassung als ein den Bürgern nicht unter-, sondern übergeordnetes Regelwerk und nicht als etwas, was beliebig der Politik und den Launen des Volkes ausgesetzt sein soll. Auch wenn mit dem Mittel der Verfassungsinitiative, sofern sich nur eine Mehrheit finden lässt, scheinbar beliebige Änderungen möglich sind oder scheinen, erwartete er Respekt vor der Verfassung: «Wer die Verfassung hütet, schützt das Fundament, das unsere politische Gemeinschaft trägt; wer sie missbraucht, missachtet das verbindende Ideengut.» Zur Geringschätzung der Verfassung führte er weiter aus: «Wer die Verfassung missachtet – sei es, dass er sie mit einem mächtigen Ruck zur Seite schiebt, oder sei es, dass er sie nur «ritz»t, hat der Gewalt die Türe geöffnet.» Wenig später erklärte er nochmals: «Gradmesser der Staatsgesinnung ist für jedes Volk der Respekt vor der Verfassung.»

Reform sollte nicht nur eine Verbesserung der Grundordnung bringen, sie sollte auch ein Jungbrunnen zur Regeneration der staatsbürgerlichen Einstellung sein. Die Schweiz habe heute nicht weniger Gestaltungsmöglichkeiten als früher, es fehle im Moment nur an der Kraft des Handelns. Mit einem bewussten Neubau des Schweizer Hauses könne das Land sein Selbstvertrauen zurückgewinnen. Es waren weniger die Inhalte der Forderungen, die der *Malaise*-Schrift etwas Schubkraft verliehen, sondern das nicht resignative Aufbegehren und Anpackenwollen. Von dieser Intervention ging die aufmunternde Erwartung aus, weniger Angst vor dem eigenen Mut zu haben, mehr Reformwille und utopisches Denken zu entwickeln und etwas weniger einfalllosen Pragmatismus zu betreiben.

Die kleine Schrift *Helvetischen Malaise* von 1964 hatte den Charakter eines Weckrufs. Sie wollte, wie es sein Parteikollege Georges André Chevallaz fünf Jahre später nochmals tun wird und wie es ein Casimir Pfyffer schon 1831 mit seinem «Zuruf» getan hatte, die Schweiz aus dem «Schlaf des Gerechten» wachrütteln. Imboden war insofern ein konstruktiver Unruhestifter, als er in der Schlusspassage seines «Pamphletes» (S. 55) davor warnte, dass aus trügerischer Ruhe destruktive Unruhe erwachsen könnte. Imbodens Engagement war dasjenige eines Aufklärers im Sinne sowohl des *éclairateurs* als auch des *avertisseurs*.

Warum schien ihm ein Wachrütteln nötig, ja dringend angezeigt zu sein? Imboden umschreibt den Zustand, in dem sich die Schweiz befand, als den einer «seltsamen Mittellage zwischen ungebrochener Zuversicht und nagendem Zweifel». Das «selbstverständliche Einvernehmen mit der politischen Umwelt» sei zerbrochen. In Imbodens Tagebuch, das ich auswerten durfte, finden sich weitere, nicht einzig durch die 1960er-Jahre hervorgerufene Einschätzungen, welche die Grundbefindlichkeit des Autors offenlegen: «Das Bewusstsein einer erdrückenden Unwahrheit unserer Gesellschaft liegt seit meiner Jugend auf mir. Man lässt ungesagt, was als elementare Wahrheit gesagt werden sollte. Man nimmt Vorhandenes und Fragwürdiges hin, ohne daran zu glauben und nur um sich die Anstrengung der Infragestellung zu ersparen. Dabei ist die Brüchigkeit jedem bewusst, oder zum mindesten doch ist sie dem besseren Ich eines jeden bewusst. Eine unserer Hauptsünden ist die Trägheit, die beschönigende Selbsttäuschung aus Bequemlichkeit. Die letzten zwei Jahrzehnte haben diese Neigung nicht unbeträchtlich vermehrt. Und alle haben wir uns in Helvetien darin gütlich getan.» (1. Dezember 1964)

Eine kleine Ungerechtigkeit besteht darin, dass Imbodens Reformaufruf auch darum bemerkenswert erscheint, weil er nicht von einem notorischen Nonkonformisten, sondern von einer letztlich sehr bürgerlichen Autorität ausging. Das machte seine Position besonders interessant und wertvoll, gab den Befunden mehr Gewicht, als wenn sie von einem «ewigen» Linken gekommen wären.

Imboden beklagte die «urhelvetische Neigung», die Einschätzung des sachlich Möglichen vom politisch Tragbaren abhängig zu machen. In diesem Punkt dachte er nicht unähnlich wie der politisch radikalere Max Frisch. 1955, also wenige Jahre vor dem «Malaise», stellte Frisch fest, dass sich die Schweiz mit Ideen und ihrer Umsetzung schwer tue, und prägte dann den kleinen, aber überaus denkwürdigen Satz: «Man ist nicht realistisch, indem man keine Idee hat.»